

Seminar „Wahre Freundschaft“
vom 07. - 09. Juni 2002 im Haus auf der Alb, Bad Urach

Prof. Dr. Ekehart Krippendorff

Freundschaft als politische Kategorie

Der erste und zugleich größte systematische Philosoph des Abendlandes, Aristoteles, hat gleich zu Anfang seines Buches über die Freundschaft (es ist das Buch VIII der sog. Nikomachischen Ethik) das ausgesprochen, was mit den bescheidenen und kaum streng zu nennenden Überlegungen zum Thema gesagt werden wird: dass nämlich Freundschaft nicht auch, oder unter anderem, eine politische Dimension hat oder „als politische Kategorie“ behandelt werden kann, sondern dass Freundschaft vielmehr eine politische Kategorie **ist** - ihres psychologischen, literarischen und überhaupt schöngeistigen Beiwerks entkleidet, die zentrale Kategorie des Politischen überhaupt.

Freundschaft, so Aristoteles, „ist in Hinsicht auf das Leben (in der Gemeinschaft) höchst notwendig, denn ohne Freunde möchte niemand leben, auch wenn er die übrigen Güter alle zusammen besäße.“ Sie ist es, die „die Polisgemeinden zusammenhält“ und zwar weit über den „Nutzen“ und den „gegenseitigen Vorteil“ hinaus, insofern die „Polisgemeinschaft ... nicht nach dem Vorteil des Augenblicks, sondern nach dem, was das Leben als Ganzes voranbringt“ strebt. Ohne Freundschaft keine Polis, keine Politik, hier ganz vorläufig verstanden als das bewußte Leben in öffentlicher Gemeinschaft: „Denn nichts kennzeichnet die Freundschaft stärker als das Zusammenleben: nach Nutzen verlangt der Hilfsbedürftige, nach Gemeinschaft aber gerade auch der Mann auf der höchsten Stufe des Glücks. Denn er darf am wenigsten auf sein Ich beschränkt sein.“ Freundschaft ist gewissermaßen jenes über dem bloßen beider- oder mehrseitigen Nutzen durch Zusammenarbeit und gegenseitiges Sich-Ergänzen hinausgehende Extra, der kreative Überschuß, der der quantitativen Erweiterung kombinierter Fähigkeiten und Fertigkeiten von Menschen eine neue, unvorhersehbare – eben kreative – Qualität gibt.

Die Rede vom „Zusammenleben“ als Bedingung der Möglichkeit von Freundschaft und damit eben auch des Politischen ist durchaus wörtlich zu nehmen: Es schafft - dieses Zusammenleben - doch die Möglichkeit der Sprache, des Wortes. Wo dieses fehlt oder durch dauerhafte Entfernung schwindet, dann schwindet auch der Raum des Öffentlichen und mit ihm die Freundschaft. Und umgekehrt: wo die Freundschaft als ständig zu reproduzierende Kommunikation schwindet, da schwindet auch das Politische. Aristoteles: „Oft schon hat fehlender Austausch des Wortes die Freundschaft vernichtet.“

Und noch ein abschließender Gedanke von Aristoteles dazu: „von Natur“ ist der Mensch „eher auf die Gemeinsamkeit zu zweien als auf die (umfassende) der Polis eingestellt“, „die Hausgemeinschaft ist ursprünglicher als die Polis und hat mehr den Charakter der Notwendigkeit und der Trieb nach Fortpflanzung ist dem Lebewesen in umfassender Weise eingepflanzt.“

Familien, Hausgemeinschaften und andere Formen am Nutzen orientierter Vergesellschaftung sind zweckorientiert, pragmatisch, „naturwüchsig“ und enthalten Freundschaft nur in ihrer niedrigsten Form. Demgegenüber ist die Polis, die politische Gemeinschaft also, kein Naturprodukt, vielmehr ein Kunstwerk, ein Werk des Menschen, der Menschen-Kunst, der „Gesellschaftskunst“. Es muss sie nicht geben – aber wo es sie gibt, transzendiert sie die (primitive) Naturnotwendigkeit zur sittlichen Kategorie: „Da sind die Freunde darauf bedacht, sich gegenseitig Wohlzutun“. Und so erfanden die Griechen des 5. und 4. Vorchristlichen Jahrhunderts die „Politik“, den Raum der Öffentlichkeit das Gespräch und das Reden über das gemeinsame Gute. – Soweit Aristoteles.

Damit ist aber der Grundtenor dessen, was Freundschaft ist, soweit im Ansatz auf den Begriff gebracht, dass alles weitere systematische Nachdenken gewissermaßen nur um diese früh-europäische Einsicht und Erfahrung kreist, sie ausarbeitet, erweitert, differenziert, vertieft – aber nicht mehr grundsätzlich verändert. Dieser Reflexionsprozeß kann nun aber auch – und muss uns eigentlich – zu einem klaren Verständnis dessen führen, was das Politische ausmacht, wenn es eben so zwingend von der Freundschaft her gedacht werden muss und von ihr her erfahren oder entdeckt wurde.

Da ist zuerst und vor allem nachzudenken über die Bestimmung der Freundschaft aus dem Sprechen, aus dem Gespräch: Das ist nicht unbedingt selbstverständlich und unterscheidet die Freundschaft subtil aber zugleich deutlich von der Liebe zwischen zwei Menschen, die, wie wir alle punktuell zumindest erfahren haben und wovon die Literatur, die Kunst überhaupt weiß, auch sprachlos miteinander kommunizieren kann, die der gesprochenen Sprache nicht zu jeder Zeit bedarf, ja die vielleicht in ihren höchsten Glücks- und Erfüllungsmomenten nur stumm sein kann und das Sprechen als Störung empfinden muß. Anders dagegen die Freundschaft, die im Gespräch – vielleicht darf man dafür den „wissenschaftsfreien Dialog“ zitieren – zu sich selber kommt, sich bewährt und verwirklicht. Das Gespräch aber wiederum, das Miteinander-Sprechen von Menschen ist das, was sie zu Bürgern eines Gemeinwesens macht: Politik kann dort und nur dort stattfinden, wo Menschen miteinander sprechen können und wollen – wobei natürlich das öffentliche Gespräch gemeint ist, das Gespräch über das Öffentliche, über das Gemeinsame – oder als Suche nach dem Gemeinsamen – und nicht der geflüsterte Austausch von Intimitäten oder von Geheimnissen: solches qualifiziert nicht nur nicht als politisch, sondern ist sogar dessen Negation. Das Gespräch der Freunde

untereinander scheut die Öffentlichkeit nicht, ist strukturell immer offen für Dritte oder Vierte und wird dadurch eben zur „Urzelle“ des Politischen.

Die Freundschaft ist aber auch insofern die „Urzelle des Politischen“, als das Miteinander-Sprechen, das öffentlich zugängliche und mitzuhörende, mitzuführende Gespräch je auf der axiomatischen Prämisse beruht, dass alle Teilnehmer an diesem Gespräch die jeweils bestmögliche Lösung für das Gemeinwesen – die Polis, die Stadt, das Land, den Staat – wollen und nicht den persönlichen Vorteil. Dass sie alle in diesem Sinne Freunde sind. Und nicht nur das: das Politische in der Freundschaft zeigt sich auch darin, dass die Freundschaft nur dort sein kann, wo das Andere als gleichwertig anerkannt wird: Andersheit und Gleichbehandlung, Gleichheit der Rechtssubjekte und Ungleichheit der Subjekte machen allein Freundschaft möglich, die sich aus dem Anderssein und damit aus der permanenten Neugier auf oder dem Interesse an diesem Nicht-Ich entzündet und reproduziert. Eben das aber enthält auch die Bedingung der Möglichkeit des Politischen: die selbstgestaltete Kunst des Zusammenlebens von vielen Anderen, von vielen Unterschiedlichen, die Akzeptanz der Differenz. Freundschaft, das ist die gelebte Gemeinsamkeit der Verschiedenheit – und so auch die Politik, die dort anfängt aufzuhören, wo Gleichmacherei und Homogenität zum Gemeinschaftsideal erhoben werden – seien sie nun ethnischer, rassischer, religiöser oder sozialer Natur.

Und Freundschaft ist auch – seit ihrer griechischen Erfindung/Entdeckung als Bedingung der Möglichkeit von Politik als Selbstbestimmung der Gleichen – die Kraft an der sich die Macht der Mächtigen bricht (oder brechen kann). Zu erinnern ist da an die bemerkenswerte Tatsache, dass das erste politische Denkmal, das die Bürger der Polis Athen um 510 vor der Zeitrechnung auf ihrer Agora aufstellten, einem Freundespaar gewidmet war: Harmodios und Aristogeiton hatten 514 einen Tyrannenmord an Hipparchos, dem Tyrannen Athens begangen, der wiederum (obwohl die beiden Freunde bei ihrer Tat umkamen) bereitete den Reformen des Kleisthenes den Boden, womit die athenische Demokratie begründet wurde. So wichtig war den Bürgern Athens gerade die Erinnerung an dieses Freundespaar, dass es mehr als 100 Jahre dauerte, ehe ein weiteres politische Denkmal öffentlich aufgestellt wurde. Die Begründung also, noch einmal, des Politischen auf der Freundschaft – weil Freundschaft ihrerseits als die horizontale zwischenmenschliche Beziehung überhaupt zu erkennen ist, sie sich im Gespräch, in der öffentlichen Rede, im Diskurs der gemeinsamen Sache nach dem, was der Polis-Gemeinschaft gut tut, manifestiert. Aus dem Gespräch im öffentlichen Raum ergeben sich für die Gesprächsteilnehmer Einsichten, Erkenntnisse, formiert sich Bewusstsein – und eben das konstituiert eine Herausforderung für die Macht, für die Herrschenden, - oder, wie im frühgriechischen Falle, für die Tyrannen. Darum die Aufstellung des politischen Monuments der „Tyranntöter“ (so der heutige Titel der Statuengruppe, von der eine römische Kopie erhalten ist, die sich im

archäologischen Museum zu Neapel befindet) gewissermaßen als Gründungsakt der Polis. Plato schreibt dazu (Symposion 182c): „Denn den Herrschenden, meine ich, ist es nicht zuträglich, dass große Einsichten sich unter den Beherrschten hervortun, noch auch starke Freundschaften und Verbindungen (...) Durch die Tat aber haben dies auch die hiesigen Tyrannen erfahren; denn des Aristogeiton und Harmodios zu einer festen Freundschaft gediehene Liebe zerstörte ihre Herrschaft.“

Freundschaft als politische Kategorie ist also zugleich auch eine Ressource des Widerstandes, an der sich die Macht der Mächtigen bricht. Man denke auch an Schillers populäre Ballade „Die Bürgschaft“ (der eine römische Quelle zugrunde liegt), wo eine Freundschaft das verhärtete Gemüt eines Königs aufbricht und dieser mental auf seine herausgehobene Herrscherposition Verzicht leistet: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte.“ Tatsächlich wird damit aber auch nur einmal mehr die allem Anschein nach gültige Wahrheit thematisiert, dass Macht über Menschen und Freundschaft zwischen den Menschen einander ausschließen, dass der Mächtige nicht auch zugleich Freund sein kann: Macht macht einsam, Freundschaft, „Die Krönung der Gesellschaft“ (Montaigne), ist ihm versagt.

Das ergibt sich logisch zwingend – selbst wenn es nicht die überwältigend empirische Evidenz dafür gäbe – aus der Inkompatibilität vertikaler und horizontaler Beziehungen. „Dem Fürsten“, so Francis Bacon, der gelehrte Staatsmann und Essayist des elisabethanischen Zeitalters, „können in Anbetracht des Abstandes ihrer Stellung von denjenigen ihrer Untertanen und Diener die Frucht der Freundschaft nicht pflücken.“ Und sie sind sich dessen bewusst, erfahren diese seelische Leerstelle existenziell, auch wenn sie nicht – wie die klassisch gebildeten Zeitgenossen Bacons – von Aristoteles sich hatten belehren lassen, dass ein Leben ohne Freunde eigentlich nicht lebenswert sei, oder, mit den Worten Bacons: „dass ihre eigene Glückseligkeit, wie sie größer einem Sterblichen nie zuteil ward, ihnen doch nur Stückwerk dünkte, wenn der Besitz eines Freundes sie nicht vervollkommnete. Sie waren Fürsten, die Frauen, Kinder und Enkel besaßen, was ihnen aber allen nicht den Trost der Freundschaft ersetzen konnte.“ Darum schaffen sie sich Ersatz - Politiker - oder historische Herrscherbiographien. Oder (auch die journalistische Insider-Berichterstattung weiß davon zu melden) dass sich um den Mächtigen immer konstitutionell bzw. institutionell nicht vorgesehene Zirkel persönlich Vertrauter bilden oder vom Mächtigen gebildet werden, wo er Freundes-Ersatz findet, wo das zwischenmenschlich ihm fehlende natürliche, offene, Gespräch der Gleichen künstlich hergestellt wird, wo die Fürsten, so Bacon, „einige Personen gleichsam zu Genossen und fast zu ihresgleichen emporheben. Im heutigen Sprachgebrauch heißen solche Leute Günstlinge oder Vertraute, als ob es eine Sache der Gunst oder des Umgangs wäre.“ Aber ist es das auch: „Gunst“, denn aus dieser Gunst kann man sehr schnell wieder herausfallen, wenn man, als vermeintlicher Freund, offen oder zu oft Kritisches äußert. Im Reich der

Herrschaftsfabel wurde diese ebenso notwendige wie unwillkommene Funktion von der Figur des unverwundbaren Hofnarren eingenommen. Der Hofnarr verweist auf die Freund-losigkeit des Herrschers, auf das Fehlen dieser fundamentalen Dimension des Menschlichen als den Preis der Macht.

Aber die Mächtigen untereinander – die müssten dann doch Freundschaft schließen können, jede/r gesichert und geschützt in der eigenen Position, auf gleicher Augenhöhe, von Fürst zu Fürst, von Präsident zu Präsident. Natürlich stellt sich dieser Vermutung als erstes Hindernis die Tatsache in den Weg, dass es – im Verkehr der Staaten und organisierten Herrschaften unter- und miteinander – fast nie wirkliche Gleichgewichtigkeit gibt. Da gibt es immer mächtige Fürsten/Präsidenten von großen ökonomisch, militärisch oder auch geo-strategisch starken Staaten – und entsprechend kleinen, schwachen, armen politischen Einheiten, ja solche Ungleichheiten sind die Regel in der historisch-pluralen Staatenwelt. Man braucht nur die Körpersprache des amerikanischen Präsidenten zu beobachten, wie er als Gast oder Gastgeber sich zu seinen Berufskollegen verhält, um zu verstehen: hier steht Supermacht gegen Sekundär- und Satellitenstaaten und an eine kollegiale Freundschaft unter Gleichen ist da nicht zu denken. Unter den Bedingungen dynastisch-aristokratischer Solidarität verwandter Herrschaften schien im fernen 19. und frühen 20. Jahrhundert so etwas wie brüderschaftliche Freundschaft zu herrschen: Mit „lieber Willi“ und „lieber Nicky“ redeten sich der deutsche Kaiser und der russische Zar gegenseitig an und fanden sich doch bald darauf im Krieg miteinander. Die politologische Analyse hat keine Schwierigkeiten, solches zu verstehen und zu durchschauen, was für eine tages-journalistische Berichterstattung für bare Münze genommen wird – wenn sich Minister, Premiers oder Präsidenten das kollegiale Vornamen-Du anbieten und daraus etwas für das freundschaftliche Verhältnis der jeweiligen Länder abgeleitet wird.

Sie, die politische Analyse, weiß, dass die jeweilige Rolle im eigenen Machtgefüge wichtiger ist, als situationsbedingte und atmosphärische Momente im machtpolitischen Geschäft: Darauf ist nicht zu bauen, Freundschaft ist nicht zu verwechseln mit kumpelhafter Professionalität der Protagonisten.

Denn Freundschaft, um an früher Gesagtes wieder anzuknüpfen, setzt nicht nur die Offenheit des Diskurses voraus, sondern auch die interessenlose Suche nach gemeinsamer optimaler Lösung für ein Gemeinwesen. Und abgesehen davon, dass es das große Gemeinwesen der sog. Welt-Staatengesellschaft, in der sich die Regierenden begegnen, als Bezugshorizont nicht gibt: die „Staatsmänner“ belauern sich alle gegenseitig und spähen ihre jeweiligen Stärken und Schwächen aus, sie kennen sich untereinander als Experten des Machtgenusses und der Machterhaltung und respektieren einander auch nur daraufhin – aber ihre Freundschaft endet eben dort, wo auch die Macht der anderen endet. Der umworbene Mächtige von gestern hat als der gestürzte Entmachtete von heute

keine seiner sog. Freunde mehr und wird nicht selten zum gejagten Paria und Aussätzigen. Im Kreise der Herrschenden ist das Wort „Freund“ ein vergifteter Begriff: Hat man je davon gehört, dass sich die großen Protagonisten vergangener Generationen von Staatsmännern als politische pensionierte Freunde wiedergesehen hätten? Wenn sich solches ereignet, so innerhalb der Berufsgruppe, die für das Gegenteil von Freundschaft, nämlich für organisierte Feindschaft zuständig ist und zwar deshalb, weil es da so etwas wie ein Berufsethos gibt: Die Rede ist vom Militär, das sich nach verlorenen/gewonnenen Kriegen nicht selten über die Gräber seiner Opfer hinweg die Hand reicht: man hat seinen Beruf ausgeübt, man hat – im Auftrage der Politik – gekämpft, aber nie (oder selten) mit dem Anspruch persönlichen Hasses und folglich auch nicht anschließend mit der Aufforderung zur Versöhnungs-Freundschaft. Man versteht sich kollegial, begutachtet die jeweilige technische Kompetenz organisierter Konfliktaustragung – aber man führt keinen Dialog miteinander, kein Gespräch, hat keine Präntionen des Politischen, und folglich auch nicht der Freundschaft.

Möglicherweise unbemerkt wurde mit den letzten Überlegungen eine spezifizierte Verschiebung des Problems Freundschaft und Politik vorgenommen: Aus der – wie ich hoffe begründeten – These von der Freundschaft als politischer Kategorie des demokratischen, der Selbstbestimmung (Auto-Nomie) des Grundsteins bürgerlicher Gemeinwesen ist unversehens ein Spannungsverhältnis konstruiert worden, um nicht zu sagen ein Gegensatz zwischen Politik und Freundschaft. Die Auflösung dieser widersprüchlichen Verwendung der Doppelbegriffe Freundschaft/Politik liegt darin, dass es sich im letzteren Fall um die traditionelle Verwendung des Begriffes „Politik“ handelt, gewissermaßen um deren unreflektierten Begriffsgebrauch, darum, was wir umgangssprachlich und als passive Beobachter unter Politik verstehen. Eben das zu hinterfragen bzw. zu unterlaufen war jedoch der intendierte Zweck der Überlegungen über Freundschaft als Kategorie des Politischen – nicht der Politik! – gewesen. Und - das sollte nicht aus den Augen verloren werden – dass es hier und heute vor allem darauf ankommt, den vergessenen oder begrifflich „verunklärten“ Sinn des Politischen wieder zu erinnern.

Es muss da, um der verdeutlichenden Klärung willen an einen unmittelbar verwandten, fast könnte man sagen konkurrierenden Begriff erinnert werden, der seinerseits geschichtsmächtig geworden ist, aber eben das ausdrückt, was dem Politischen der Freundschaft widerspricht: Die Brüderlichkeit. „Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit“ waren die großen Ideale, mit denen die Französische Revolution die politische Welt Europas zu einem Neubeginn der Selbstbestimmung aufrief, war ihr republikanisches Credo und ist es bis heute, wenn auch weniger emphatisch berufen, noch immer. Nur ganz abgesehen davon, dass die „fraternité“ ganz eindeutig männlicher Natur ist, evoziert

Brüderlichkeit auch den Familienzusammenhang; eine biologische Verwandtschaft, die Bande des Blutes und der Sippe. Genau das aber macht das Wesen der Freundschaft, politisch bestimmt, aus, dass sie die zwischenmenschlichen Beziehungen von solchen natürlichen Zusammenhängen befreit, sie überwindet und die Gemeinschaft anthropologisch neu, anders rekonstruiert – eben politisch. Die Polis ist keine Blutsgemeinschaft exklusiver Verwandtschaftsbeziehungen, sondern eine auf Vernunft, Erkenntnis, Bewusstheit, Diskursivität und vor allem jeweiliger „Andersheit“, auf Differenz und Pluralität errichtete Ordnung. Freundschaft ist neutral gegenüber Ethnie, Rasse, Klasse und Religion – das gilt im Bereich des Privaten so gut wie im Raum des Öffentlichen, des Politischen. Darin besteht ihre Würde und ihre menschliche Leistung.

Und Freundschaft ist eben das: eine Leistung, etwas, das uns nicht wie ein Geschenk zufällt, sondern das erarbeitet und ständig neu befestigt werden will und muss. Alle Freundschaft ist das Ergebnis von Anstrengung und ist nur durch gegenseitige Anstrengung zu bewahren. Auch das gilt im Kleinen der individuellen Freundschaft, wie im Großen der Freundschaft als Zentralkategorie des Politischen. Wo die „Beziehungsarbeit“ vernachlässigt oder überhaupt eingestellt wird mit der faulen Vermutung, die Freundschaft verstehe sich von selbst und sei jederzeit abrufbar, da geht sie verloren, ist plötzlich nicht mehr da, wo man sie gerade braucht. Es ist kein Zufall, dass wir die großen Zeugnisse der Reflexion über die Freundschaft als Urzelle des Politischen in der griechisch-römischen Antike finden. Dort also, wo die Politik zuerst erfunden entdeckt und dann über drei bis vier Jahrhunderte republikanisch praktiziert wurde – und dann erst wieder in der Renaissance mit den großen Essays von Francis Bacon und Michel Montaigne: In der Zwischenzeit für fast eineinhalb Jahrtausende, war die Politik vergessen worden bzw. wurde zwar große, herrschaftliche Politik gemacht – aber ohne das Politische als Lebensform, als öffentliche Diskurspraxis, als Republik. Aus dieser Periode des sog. „Mittelalters“ haben wir Zeugnisse und Aussagen über Freundschaft nur in der Theologie: „Freundschaft mit Gott“ z. B. des schottischen Zisterzienser-Abtes und Heiligen Aelred von Rieval (in der verdienstvollen Sammlung „Philosophie der Freundschaft“, Reclam 1999).

In anderen Worten, dieses Politische, die städte- oder staatliche Selbst-Bestimmung, war (weil sie nicht mehr systematisch gepflegt und gehegt wurde) schlicht vergessen worden, aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden. Die Renaissance war auch darin Wiedergeburt, dass sie mit der Öffentlichkeit als Raum des Menschlichen auch die Freundschaft als Verwirklichung der Menschlichkeit wieder entdeckte.

Nun reißt der Faden derer, die über Freundschaft nachgedacht haben nicht mehr ab. Einen damals unerreichten Höhepunkt hatte die Reflexion, auch das nicht zufällig, in der Aufklärung erreicht, steht diese doch ganz im Zeichen der

menschenrechtlichen Überwindung tribaler, familiärer und sonstiger „natürlicher“ Gesellschaft- und Politikmodelle. Hannah Arendt, die Philosophin der finsternen Zeiten hat in ihrer Rede zum Empfang des Hamburger Lessing-Preises im Jahre 1959 betont, dass der „Nathan“ das „klassische Schauspiel der Freundschaft genannt werden könnte“. Und in der Tat: Lessing geht ja bis an die Schmerzgrenze des Erträglichen und dramaturgisch Glaubwürdigen mit der Konstruktion eines Dramas, das aus allen Protagonisten, auch den am weitesten voneinander entfernten, Freunde macht - als Bedingung der Möglichkeit von Toleranz und Pluralität. Und selten wird im Drama so viel, so ausführlich nachgedacht und argumentiert wie in diesem – methodisch gesehen – Schlüsselstück politischer Moderne, dem „Nathan der Weise“.

Das Freundschafts-Thema politisch gefasst ist noch lange nicht erschöpft. Noch einmal ist der Rückgriff unverzichtbar. „Nichts kennzeichnet die Freundschaft stärker als das Zusammenleben“ heißt es da, und: „Freundschaft mit vielen ist im Sinne vollkommener Freundschaft nicht möglich.“ Die Rede vom „Zusammenleben“ derer, „die ihr Leben gemeinsam verbringen, sich aneinander freuen und einander Dinge von Wert verschaffen“ verweist auf eine Dimension des Politischen, die bei den weiteren Diskursen zum Thema ausgeklammert, die gar nicht wahrgenommen wird und die Dimension des Räumlichen der Politik. Für Aristoteles waren zur Bildung einer Polis zehn zu wenig und 100.000 zu viel. Über die Zahlen kann man sich quantitativ streiten – aber das qualitativ wichtige an diesen Behauptungen ist das Bewusstsein davon, dass es eine Grenze geben muss und auch gibt, jenseits derer Freundschaft und Politisches nicht mehr funktionieren kann: Beide brauchen ein Minimum von Überschaubarkeit von menschenmöglichen Dimensionen, von personalisierten Kontakten und Kommunikationssystemen, die das politisch so wichtige wie überstrapazierte Wort „Verantwortung“ einlösen. Verantwortung setzt, ebenso wie die Freundschaft, Überschaubarkeit voraus. Schon der nationale Großflächenstaat, geschweige denn eine von Brüssel administrativ regierte EU, sind bei weitem zu groß, um Verantwortung noch konkret festzumachen. Stadtkommunen, höchstensfalls Regionen unterhalb der Nationalstaaten, machen Verantwortung noch irgendwie möglich, lösen den normativen Anspruch Freundschaft – Politik- Gespräch gerade noch ein. Wo keine Verantwortung möglich ist und eingeklagt werden kann, ist auch keine Freundschaft möglich – und umgekehrt.

Und noch ein großer Gedanke des Aristoteles, den wir aufgreifen und für das Politische weiterdenken sollten: „Kein Freund ohne Zeit“, heißt es in der „Eudemischen Ethik“, und Jacques Derrida, der darauf in seiner Untersuchung „Politik der Freundschaft“ gestoßen ist, erläutert: „Kein Freund ohne Zeit, das heißt ohne das, was das Vertrauen auf die Probe stellt. Keine Freundschaft ohne Vertrauen; und kein Vertrauen, das sich nicht an einer Chronologie bemäße, das sich nicht mit ihr messen, dessen Dauer nicht der Prüfung der Zeit standhalten

müsste. Das sich einlassen auf die Freundschaft und die in ihr eingegangene Verpflichtung brauchen Zeit. Sie brauchen Zeit, weil sie über den gegenwärtigen Augenblick hinausreichen und das Gedächtnis ebenso einschließen, wie den Vorgriff.“ Die Assoziationen an „Verlässlichkeit“, „Bewährung“, „Erfahrung“ an ‚geprüft‘, ‚erwiesen‘ etc. stellen sich rasch ein- alles Zeitbegriffe. Freundschaft mag bisweilen eine „auf den ersten Blick“ sein, aber um zu einer Konstanten der Menschlichkeit zu werden, bedarf sie des Wachstums und der Pflege dieses Wachstums. Und auch damit erweist sie sich als Kategorie des Politischen: Diese braucht in dem hier immer wieder berufenen Sinne der bewussten Auto-Nomie, der Selbstbestimmung des Gemeinwesentlichen durch die Gemeinschaft der Bürgerinnen und Bürger die Zeit. Demokratie, das gemeinschaftliche Regieren der Vielen (des Volkes), ist auch die Erfindung und Entdeckung der Zeit für zu treffende Entscheidungen. Demokratie verlangsamt Entscheidungen notwendig, weil wichtiger als die eigentliche Entscheidung ist hier der Prozess ihrer Findung und Bildung, ist das Raisonement, das Abwägen der Argumente, ist die Suche nach der bestmöglichen und der Vermeidung der riskanten Lösung. Und eben in diesem Prozess der Meinungs- und Urteilsbildung im öffentlichen Raum stellt sich auch das Selbstvertrauen der handelnden Menschen zueinander, stellt sich im politischen Sinne Freundschaft her. Und in einer auf Dauer und für alle Zukünfte, aber eine auf die hin man rückblickend wiederum vertrauen kann, um sie jeweils erneut herzustellen – als Arbeit am Politischen. Aber eben immer auch im Bewusstsein dessen, dass solche Freundschaft zugleich die ständige Anerkennung der Andersartigkeit, der Differenz, der Pluralität in der Gemeinschaft bedenkt, weshalb sich geradezu notwendig immer wieder neue Freundschaften, d. h. politische Konstellationen ergeben werden. Freundschaft ist ebenso wenig ein Dauerzustand als sie auf völligem Gleichklang der Seelen beruht – sie ist, und das ist nun nicht nur „politisch“ gesprochen, die ständige Infragestellung von Dauer und die ständige Reflexion über Differenz. Aber beides, Infragestellung und Reflexion, sind aktive, sind schöpferische Tätigkeiten, verlangen eine ununterbrochene Anstrengung der Beziehungsarbeit. Das Gegenteil von Freundschaft ist nicht Feindschaft, sondern die Gleichgültigkeit.

Mit der Gleichgültigkeit stirbt aber nicht nur die Freundschaft, sondern auch die Menschlichkeit, die ja eben darin besteht, am anderen Anteil zu nehmen, sich für ihn und seine Probleme zu interessieren und dabei auch sich selbst in eine Beziehung einzubringen. Das aber ist der Aufgang des Politischen in der Geschichte: die Selbstbewusstwerdung von Beziehungen im Gespräch zwischen Menschen über die von ihnen, von uns zu gestaltende Welt.